

BÜCHER ÜBER RUSSLAND

Aschot Manutscharjan

Russland unter Putin

■ Executive Summary

Twenty years ago, 'Perestroika' began, the big process of reform in the Soviet Union which resulted in the end of the Cold War and the voluntary dissolution of the Warsaw Pact as well as in the disintegration of the Soviet Empire. Alexander Yakovlev, the 'architect' of Perestroika, recently solved a few of the riddles of the past in his autobiography. In an interview with Jens Hartmann that appeared in the *Welt am Sonntag* on March 7, 2004, the experienced politician even appealed to the world to call a spade as spade when talking to Russia's rulers: 'The West should keep talking to Russia, tell the political leaders again and again that what is emerging now is not a democracy.' And he added: 'We'll just have to pull ourselves up by our own bootstraps.'

Next to the reminiscences of Alexander Yakovlev, this review presents a selection of books on Russia published in Germany which mainly focus on current domestic and foreign-policy developments in the former superpower. Their authors are unanimous in their concern about the setbacks which the process of democratisation suffered particularly since President Vladimir Putin came to power.

At this point, some praise is due to the publishing houses in this country for appreciating the fact that the Germans' interest in President Putin is growing, and for publishing a good selection of books about him as well as about Russia as such. While there are some biographies of Putin (Mueller/Gloge, Reit-

schuster) that I should like to recommend expressly, there are others the reader can well do without. In addition, a number of excellent scientific studies have been published that deal with „democracy defects“ (Mangott), the role of the Russian Orthodox church (Behrens), and Russia's policy towards the West (Fischer). Of course, recent publications on the ubiquitousness of corruption in Russia deserve mention as well, particularly the book written by Kerstin Holm and the classic by Paul Klebnikov on Boris Berezovsky, the Kremlin godfather. As books about Russia's war in Chechnya have already been reviewed in the November 2004 edition of *KAS Auslandsinformationen* they have not been considered in this contribution.

■ Vielfalt der Neuerscheinungen

Vor zwanzig Jahren begann mit der „Perestrojka“ der große Reformprozess in der Sowjetunion. Im Ergebnis brachte er das Ende des Kalten Krieges und führte zur Selbstauflösung des Warschauer Paktes, aber auch zum Zerfall des sowjetischen Imperiums. Jetzt hat Alexander Jakowlew, der „Architekt“ der Perestrojka, in seiner Autobiographie einige Rätsel der Vergangenheit gelöst. In einem Interview mit Jens Hartmann in der *Welt am Sonntag* vom 7. März 2004 rief der erfahrene Politiker sogar dazu auf, mit den russischen Machthabern endlich Tacheles zu reden: „Der Westen muss mit Russland reden, der politischen Führung wieder und wieder sagen, dass das keine Demokratie ist, die da aufgebaut wird.“ Und fügte hinzu: „Wir müssen uns dann selbst aufraffen.“

In der vorliegenden Sammelrezension werden dem Leser neben den Erinnerungen Alexander Jakowlews eine Auswahl in Deutschland veröffentlichter Bücher über Russland vorgestellt, die sich vor allem mit der aktuellen innen- und außenpolitischen Entwicklung der früheren Supermacht beschäftigen. Unisono zeigen sich die Autoren besorgt über die Rückschläge, die der Demokratisierungsprozess, insbesondere seit dem Machtantritt von Präsident Wladimir Putin, hinnehmen muss.

Positiv soll an dieser Stelle vermerkt werden, dass die Verlage hierzulande das wachsende Interesse der Deutschen an Präsident Putin erkannt und eine gute

Auswahl von Büchern über ihn, aber auch über Russland insgesamt, veröffentlicht haben. Einige der Putin-Biographien (Müller/Gloge, Reitschuster) möchte ich ausdrücklich empfehlen, während der Leser auf andere getrost verzichten kann. Darüber hinaus liegen ausgezeichnete wissenschaftliche Studien vor, die die „defekte Demokratie“ (Mangott), die Rolle der Russisch-Orthodoxen Kirche (Behrens) oder Russlands Westpolitik (Fischer) zum Gegenstand haben. Selbstverständlich sollen die Neuerscheinungen über die allgegenwärtige Korruption in Russland nicht unerwähnt bleiben, hier vor allem das Buch von Kerstin Holm wie auch der Klassiker über den Kreml-Paten Boris Beresowskij von Paul Klebnikow. Im Übrigen wurden die Bücher über Russlands Krieg in Tschetschenien bereits in den *KAS-Auslandsinformationen* vom November 2004 besprochen, so dass sie hier nicht weiter erwähnt werden.

■ Der Architekt der Perestrojka

Nach 20 Jahren wissen im Westen nur noch wenige, wer Alexander Jakowlew ist: Die Perestrojka, seine ureigenste Erfindung, wird in die Geschichte eingehen, wenn auch nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Michail Gorbatschows, in dessen Schatten Jakowlew zeitlebens stand. Wie Alexander Solschenizyn kämpfte der Intellektuelle mit der Waffe in der Hand gegen Nazi-Deutschland, danach arbeitete er als Journalist für eine Provinzzeitung. Dort hat Jakowlew erstmals verstanden, wie „durch und durch falsch“ die sowjetische Propaganda und wie weit entfernt sie „von den realen Wünschen des Volkes“ war, erinnerte er sich in einem Interview mit *Nesawissimaja Gazeta* vom 2. Dezember 2003. Das hinderte den Opportunisten aber nicht daran, wenige Jahre später im Referat für Propaganda und Agitation beim Zentralkomitee der KPdSU Karriere zu machen.

Während Alexander Solschenizyn für seine Überzeugungen in den GULAG gesperrt wurde, durfte Alexander Jakowlew noch zu Zeiten des Kalten Krieges in den USA studieren. Anschließend reüssierte er als Redenschreiber unter anderem für Nikita Chruschtschow und Leonid Breschnew. Danach beobachtete er als Botschafter der Sowjetunion in Kanada zehn Jahre lang den kapitalistischen Erzfeind

■ Alexander Jakowlew,
Die Abgründe meines Jahrhunderts. Eine Autobiographie, übersetzt aus dem Russischen von Friedrich Hitler, Faber & Faber Verlag, Leipzig 2003, 911 Seiten, ISBN: 3-936618-12-7.

aus der Nähe – nicht nur freie Marktwirtschaft und parlamentarische Demokratie, sondern auch das Leben freier Bürger in einem freien Staat. Diese Jahre haben ihn entscheidend geprägt, ja „umgedreht“.

1983 kehrte Jakowlew nach Moskau zurück und leitete dort das renommierte Institut für Weltwirtschaft und Internationale Beziehungen (IMEMO), dessen Hauptaufgabe darin bestand, die sowjetische Führung wissenschaftlich zu beraten. In dieser neuen Funktion bewegte sich Jakowlew in den höchsten Moskauer Parteikreisen und pflegte enge Kontakte zu einigen Politbüromitgliedern, darunter Andrej Gromyko und Michail Gorbatschow. Natürlich war er hervorragend informiert über die Machtverhältnisse im Kreml, und zwar im Vorfeld der „demokratischen März-April-Revolution“ 1985 (S. 432) – wie er die Perestrojka nennt.

Mit der Wahl Gorbatschows zum Generalsekretär der KPdSU stieg auch Jakowlew weiter auf, indem er dessen engster Berater und Ideengeber wurde. Jetzt ist Alexander Jakowlews Autobiographie auf Deutsch erschienen. Das frühere Politbüro-Mitglied der KPdSU wird von orthodoxen Kommunisten heute noch der Agententätigkeit für den CIA verdächtigt. Seine Ausführungen sind eine wahre Fundgrube für Historiker und Politologen, insbesondere wenn sie sich mit der Endphase der Sowjetunion beschäftigen.

Jakowlew lässt den Leser nicht nur an Interna aus dem Politbüro teilhaben, sondern auch an Atmosphäre und Grabenkriegen, zudem am Richtungsstreit, der am Ende die Legitimationskrise der KPdSU offenbarte und schließlich zum Zerfall des kommunistischen Imperiums führte. Der Autor berichtet zum Beispiel über konspirative Verhandlungen direkt nach dem Tod Konstantin Tschernenkos, die zur Machtübernahme Gorbatschows führten. Politbüromitglied und Außenminister Andrej Gromyko schickte damals seinen Sohn zu Jakowlews Kollegen, Ewgenij Primakow, mit der Bitte, Primakow möge Jakowlew bitten, Gorbatschow aufzusuchen und ihn zu fragen, ob er bereit wäre, der neue Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion zu werden. Andrej Gromyko wollte seine Kandidatur bei der nächsten Politbüro-Sitzung vorschlagen. Im Gegenzug müsse Gorbatschow ihn

unterstützen, Vorsitzender des Obersten Sowjet der UdSSR zu werden (S. 544 ff.).

Die Autobiographie ist voll von solchen Informationen mit hohem Neuigkeitswert. Das unterscheidet Jakowlews Buch von Dutzenden zur Zeit in Russland veröffentlichter Erinnerungen. Insbesondere die Publikationen Michail Gorbatschows stellt dieser lesenswerte Band in den Schatten. Der Erfinder und Architekt der Perestrojka hat sich damit aber nicht nur selbst ein Denkmal gesetzt, mehr noch, er hat ein wichtiges Dokument der Zeitgeschichte verfasst, dem mit Fug und Recht epochale Bedeutung zukommt. Kein Forscher, der sich mit den Entwicklungen in der Sowjetunion und in Russland im 20. Jahrhundert beschäftigt, wird an dieser Autobiographie vorbeikommen.

In Zukunft wird kaum jemand berühren, dass Jakowlew jahrzehntelang für ein Repressionsregime gearbeitet und von ihm profitiert hat. Auch seine Angriffe auf Michail Gorbatschow werden seinem Ruhm keinen bleibenden Schaden zufügen, schließlich war es Gorbatschow, der ihn als Berater holte und den er davon überzeugte, dass sich das System ändern müsse. Denn erst dessen wankelmütige Politik hat zum Zerfall der Sowjetunion geführt und ihn am Ende das Präsidentenamt gekostet. Das Kapitel über Michail Gorbatschow (S. 543–605) gehört denn auch zu den interessantesten, nicht zuletzt, weil es breddt Auskunft gibt über Gorbatschows Charakterzüge. Kaum jemand kennt den einstigen Ober-Genossen wie sein politischer Intimus Jakowlew. „Gorbatschow unterlag nicht selten und leicht fremdem Einfluss.“ Er hatte „eine schlechte Menschenkenntnis“ und war gegen Ende seiner Macht „ein einzigartig einsamer Mensch“, weiß Jakowlew. „Alle seine Worte und Taten nach dem Dezember 1991 bezeugen, dass er sich damit abquälte, sich selbst zu verteidigen, zu rechtfertigen und sein Gesicht zu wahren. Er versuchte Gorbatschow zu spielen, aber nicht er selbst zu sein“ (S. 601 ff.), schreibt der Autor. Dabei ist Jakowlew der Meinung, dass sich der ehemalige Präsident „nicht zu rechtfertigen“ braucht, sondern „Respekt und Milde“ verdient, schließlich sei er längst „in die Geschichte eingegangen“ (S. 605).

Weder Gorbatschow noch Jakowlew haben die UdSSR zugrunde gerichtet. Sie wollten vielmehr das

Imperium reformieren, um es so gegenüber den USA stark zu machen. Der Totengräber der Sowjetunion war erst Boris Jelzin, der neue Kreml-Herrscher, der zur Machtübernahme im Dezember 1991 neben Gorbatschow auch Alexander Jakowlew einlud, und zwar für diesen völlig unerwartet. Nach einem Gespräch und einem Essen zu dritt trank auch Gorbatschow zur Feier des Tages „ein paar Gläschen“ mit und ging danach in einen Erholungsraum. Als Jakowlew ihn da aufsuchte, lag Gorbatschow „auf der Couch, in den Augen standen Tränen. ‚Da hast du es, Sascha, so ist es‘, sagte er [...] Ein Mensch, der noch gestern der Zar der grundlegenden Veränderungen in der Welt und in seinem Land war und damit auf das Schicksal von Milliarden Menschen einwirkte, war heute das kraftlose Opfer einer Laune der Geschichte“ (S. 604).

Alexander Jakowlew ist zutiefst davon überzeugt, dass Gorbatschow das „Allerbeste für sein Land wollte, aber er konnte das Erdachte nicht zu Ende führen“. Der Sieger war Boris Jelzin. Der Verlierer war, wieder einmal, das russische Volk, dem ein unbekanntes politisches System übergestülpt wurde und das nun um sein Überleben kämpfen musste.

■ **Nach dem Ende der Sowjetunion**

■ Werner Adam, *Das neue Russland. Putins Aufbruch mit schwerem Erbe*, Verlag Holzhausen, Wien 2000, 196 Seiten, ISBN: 3-85493-018-6.

Während Jakowlew fast tausend Seiten benötigt, um aus der Innensicht über die Sowjetmacht zu berichten, genügen dem renommierten Journalisten Werner Adam knapp zweihundert Seiten. Als sich Gorbatschow anschickte – gleichsam im zweiten Anlauf nach Peter dem Großen –, das russische Imperium zu reformieren, verbrachte Adam entscheidende Jahre als Auslandskorrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in Moskau. Der Journalist analysiert die Vorgänge im „neuen Russland“ unter den Regierungen Gorbatschow bis Putin.

Der Autor wirft einen nüchternen, kritischen Blick auf Russland und versucht dem Leser, die politische und wirtschaftliche Situation nahe zu bringen, an der sich neben Gorbatschow auch Jelzin und Putin arbeiteten. Woran liegt es, dass sich Russland nicht „normal“ entwickelt hat? Warum wird so gerne der Gedanke von Fedor Tjutschew zitiert, wonach sich Russland mit dem Verstand nicht begreifen

lässe? Stattdessen könne man „an Russland nur glauben?“

Für Klischees interessiert sich Werner Adam jedoch nicht. Vielmehr nähert er sich als Beobachter seinem Untersuchungsgegenstand mit Respekt, aber auch mit Distanz, kenntnisreich, ohne ins Spekulative zu verfallen. Er will mit dem Verstand begreifen, was in Russland in den turbulenten letzten fünfzehn Jahren vorgegangen ist. So erfährt der Leser von den Reforminitiativen aus Sibirien Anfang der achtziger Jahre. Dort hatte sich der armenische Wirtschaftswissenschaftler und Institutedirektor Abel Aganbegjan durch die für seine Zeit „noch recht ketzerische Erkenntnis hervorgetan“, dass das Schicksal der Sowjetunion „von einer maximalen Steigerung der wirtschaftlichen Effektivität“ und „weniger von ideologischen Höhenflügen“ abhängen werde. In diesem Zusammenhang erwähnt Adam das „Geheimpapier von Nowosibirsk“, ein Vorspiel zur Perestrojka, das der KGB 1983 westlichen Diplomaten und Journalisten zugespielt hatte (S. 39). Gorbatschow schrieb dazu: „teils gewollt, teils wider Willen Weltgeschichte“. Der Autor charakterisiert ihn übrigens weniger als einen konsequenteren „Reformer“, sondern als „Zufallsrevolutionär“.

Aber erst das Scheitern der Reformen unter Präsident Boris Jelzin an Korruption, Vetternwirtschaft, sozialem Niedergang und dem Rohstoffmonopol der so genannten Oligarchen sollte Russland endgültig an den Abgrund führen. Die Ära von „Zar Boris“, der Gorbatschows Politik der Öffnung Russlands fortsetzte, wertet Adam insgesamt als Übergangszeit. Zu Recht würdigt er Jelzin als ersten frei gewählten Präsidenten Russlands, der seine Macht seinem Nachfolger verfassungskonform übertragen sollte (S. 167 f.) Ausdrücklich erwähnt Adam übrigens den ersten großen Erfolg Wladimir Putins in der Duma. Er hatte es geschafft, dass die Volksvertretung nach sechs Jahren endlich dem Start-II-Abkommen über nukleare Abrüstung zustimmte. Allerdings geht der Autor Putins Propagandacoup nicht auf den Leim: Was der Präsident als „positives Signal an die Weltgemeinschaft“ würdigte, sei in Wirklichkeit wegen der Finanzkrise und der technischen Engpässe in Russland „unausweichlich geworden“. Hätte das Land das Start-II-Abkommen abgelehnt, hätte es dennoch ein-

seitig abrüsten müssen, „weil seine vertraglich auszumusternden Interkontinentalraketen mittlerweile einen bedenklichen Grad an Schrottreife erreicht“ hatten, betont Adam. Und Geld für den Bau einer neuen Raketengeneration sei ohnehin nicht vorhanden gewesen (S. 189).

Putin wiederum war vor allem daran gelegen, Vertragstreue zu demonstrieren und die US-Pläne für eine Nationale Raketenabwehr (NMD) zu verhindern. Diesem Ziel diente auch die vom Sicherheitsrat der Russländischen Föderation am 21. April 2000 verabschiedete neue Militärdoktrin, in der die Schwelle für den Einsatz von Atomwaffen gesenkt wurde. Gemäß der letzten Doktrin aus dem Jahr 1993 hatte sich der Kreml das Recht auf einen Atomschlag für den Fall vorbehalten, dass „eine gegen das Land gerichtete bewaffnete Aggression seine Existenz als unabhängiger, souveräner Staat bedroht“. In der neuen Doktrin will Moskau bereits Atomwaffen „als Antwort auf eine groß angelegte Aggression mit konventionellen Waffen in einer kritischen Situation für die nationale Sicherheit der Russländischen Föderation und ihre Verbündeten“ einsetzen, sofern alle anderen Mittel erschöpft sind oder sich als unwirksam erwiesen haben“ (S. 190 f). Daneben analysiert Adam auch das neue „Konzept der nationalen Sicherheit“. Er erkennt darin Putins Streben nach einem starken Staat, in dem mit Begriffen wie „geistige Erneuerung“, „Gesetzestreue“, „Medienkontrolle“ oder entschiedene Abwehr „ausländischer Sekten und Missionare“ ein „patriotisches Rüstzeug für den Marsch in eine lichte Zukunft“ geschmiedet werden soll.

Allerdings ist Adams Einschätzung problematisch, wonach „die westliche Strafaktion gegen Serbien über den Kopf Russlands hinweg“ ein „Trauma“ in der politischen und militärischen Führung bewirkt habe. Das Land werde sich auf der internationalen Bühne nicht „noch einmal so demütigen lassen“, habe man sich in Moskau gegenseitig versprochen. „Nie wieder werde der Westen die Fähigkeit Russlands in Zweifel ziehen können, seinen Großmachtanspruch außenpolitisch und militärisch angemessen zu untermauern“ (S. 190). Tatsächlich erlebte der Kreml drei Jahre später eine sehr viel einschneidendere diplomatische Niederlage, als die USA gegen den Willen des Kreml in den Irak einmarschierten und das Regime Saddam

Husseins stürzten. Das allerdings war schon jenseits des Zeitraums, den Adam mit seiner Monographie abdeckt. Insgesamt wird der Leser von der prägnanten Darstellung der jüngsten russischen Geschichte profitieren.

■ **Putinologie**

Während des Präsidentschaftswahlkampfs 2004 enthielt die regierungskritische und Putinkritische Moskauer Wochenzeitschrift *Kommersant-Vlast* (Kommersant-Macht) vom 2. bis 8. Februar 2004, Nr. 4, S. 26 f.) die Rubrik „Wahllokal“ mit Artikeln zur „Putinographie“, „Putinomanie“, „Putinophobie“ und „Putinologie“. Bei der „Putinologie“ ging es um die Berichterstattung in den Medien. Inzwischen ist der Wahlkampf Geschichte und Wladimir Putin wurde erwartungsgemäß wiedergewählt, so dass es Zeit ist, sich mit der deutschsprachigen „Putinologie“ zu beschäftigen. Denn außer in Russland sind nur in Deutschland vergleichbar viele Biographien und Monographien über den Präsidenten veröffentlicht worden. Dabei handelt es sich um Bücher deutscher Autoren, aber auch um Übersetzungen aus dem Russischen.

Im Folgenden wird eine Auswahl von Autoren vorgestellt, die jeder für sich eine Lösung für das Rätsel Putin anbieten. Während einige versuchen, ihre Sympathien für den Kreml-Herrschter unter scheinkritischen Analysen zu verstecken, um so propagandistisch für Russland zu wirken, bemühen sich andere um ein objektives Bild Putins und seiner Politik.

Vor fünf Jahren stellte eine Journalistin beim Weltwirtschaftstreffen in Davos die berühmte Frage: „Wer ist Herr Putin?“ Heute würde sich kaum noch ein ernst zu nehmender Journalist diese Blöße geben. Das heißt aber nicht, dass die Frage an sich nicht immer noch aktuell wäre. Damals konnte man der Journalistin zugute halten, dass der neue Machthaber in Moskau für viele noch ein unbeschriebenes Blatt war. Immerhin vermochten Kenner Russlands schon im Jahr 2000 einzuschätzen, welche sensationelle Karriere Putin bis dahin hinter sich hatte: Innerhalb von nur sechs Jahren brachte er es vom stellvertretenden Bürgermeister von Sankt Petersburg über das Verwaltungamt der Kreml-Liegenschaften zum Abteilungsleiter des Präsidialamtes. Danach wurde er zum Chef des russischen Inlandsgeheimdienstes FSB be-

fördert. Völlig unerwartet ernannte ihn dann Präsident Boris Jelzin am 9. August 1999 zum Ministerpräsidenten, um ihn nur vier Monate später, und zwar in der Sylvesternacht 2000, zum Interimspräsidenten Russlands zu berufen. Während die Russen ihren aus der Sowjetzeit übernommenen Lieblingsfeiertag beginnen, nahmen sie erleichtert zur Kenntnis, dass der alte, kranke Präsident endlich zurücktrat, um einem Jüngeren die schwere Verantwortung zu übertragen. Seitdem hat sich Wladimir Putin ganz der Aufgabe verschrieben, Russland per „Diktatur des Gesetzes“ zu retten. Drei Monate später, am 26. März 2000, wurde der Ex-Geheimdienstler bei der vorgezogenen Wahl von 53 Prozent der Stimmberechtigten zum neuen Präsidenten gewählt. Damit ist Putin erst das zweite frei gewählte Staatsoberhaupt in der Geschichte Russlands. Vier Jahre später, am 14. März 2004, bestätigten ihn seine Landsleute mit 71,2 Prozent der abgegebenen Stimmen im Amt.

■ Alexander Rahr, *Wladimir Putin. Präsident Russlands – Partner Deutschlands*, Universitas Verlag, München 2002, 3. Überarbeitete und ergänzte Auflage, 320 Seiten, ISBN: 3-8004-1408-2.

Wie hat der unscheinbar wirkende Mann das geschafft? Worin liegt das Geheimnis des Phänomens Wladimir Putin begründet, der je nachdem als „graues Mäuschen“, als „Sphinx im Kreml“ oder als „steriler Geheimdienstmann“ mit „Milchgesicht“ beschrieben wird und von dem viele sagen, dass er kein Charisma besitze? Was hat Russland mit diesem Präsidenten gewonnen oder verloren? Und wohin steuert er die ehemalige Supermacht?

Kaum war Wladimir Putin in Amt und Würden, erschien auf dem deutschen Buchmarkt bereits die erste umfangreiche Biographie von Alexander Rahr. Naturgemäß erfuhr der Leser darin wenig über Putin als Präsidenten, dafür aber umso mehr über die Atmosphäre in der Moskauer Politikszene. Auch ein paar Intrigen in und um den Kreml hatte der Autor im Repertoire. Zu Beginn berichtet er über eine Veranstaltung der Körber-Stiftung, deren GUS-Russland-Stelle bei der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP) angesiedelt ist. Ihr Leiter ist Alexander Rahr. Das verhilft ihm zu einem Insiderwissen, das dem Buch zugute gekommen ist. Im Rahmen einer deutsch-russischen Veranstaltung traf der Autor im März 1994 zum ersten Mal mit dem damaligen stellvertretenden Oberbürgermeister von Sankt Petersburg, Wladimir Putin, zusammen. Zu diesem

Zeitpunkt habe Putin die Weltgemeinschaft aufgefordert, „die berechtigten Interessen des russischen Staates und des russischen Volkes als einer ‚großen Nation‘ zu achten“ (S. 12). Zugleich habe der Petersburger betont, dass er sich sehr für die Lage der Russen im „Nahen Ausland“, insbesondere im Baltikum, interessiere. Diese Randnotiz in Rahrs Biographie weist nach, dass Putins Politik auch elf Jahre später noch bestimmten Konstanten folgt. So beklagte der Präsident im Mai 2005, dass der Zerfall der Sowjetunion zu einer der größten Katastrophen des vorigen Jahrhunderts gehöre und dass „25 Millionen Menschen über Nacht heimatlos geworden“ seien.

Eine Analyse dieser Aussage, gekoppelt mit weiteren Hintergrundinformationen, sucht man bei Rahr allerdings vergebens. Darum scheint es dem Autor auch gar nicht zu gehen. Offensichtlich will er vor allem die Notwendigkeit guter deutsch-russischer Beziehungen betonen. Immerhin zeigt die Änderung der Untertitel je nach Auflage, dass der Autor wohl etwas zu dick aufgetragen hat: Lautete der Untertitel der ersten Auflage seiner Putin-Biographie noch „Der Deutsche im Kreml“, heißt er in der dritten, überarbeiteten Auflage „Präsident Russlands – Partner Deutschlands“.

Unabhängig von der Auflage bleibt beim Leser nach der Lektüre der Eindruck haften, dass der Autor an einer konfliktfreien Entwicklung der Beziehungen zum Kreml interessiert ist. Anders ist seine kritiklose Darstellung Präsident Putins und seiner Politik nicht zu erklären. Auch wenn man berücksichtigt, dass Rahr als erster ein Buch über Putin veröffentlicht hat und dabei durchaus Informatives aus Moskau zu berichten weiß, handelt es sich um ein hastig zusammengeschriebenes Konvolut. Das gilt selbst noch für die dritte, überarbeitete Auflage. Insgesamt darf der Leser von Alexander Rahr, einem exzellenten Kenner der russischen politischen Szene, eine bessere Arbeit erwarten, jedenfalls nicht nur bedingungslose Lobeshymnen auf den Präsidenten Russlands. „Es ist gut für den westlichen Leser“, soll Präsident Putin gesagt haben, nachdem er in der Biographie von Alexander Rahr während seines ersten Deutschlandbesuchs geblättert hatte. In Moskau ist Rahrs Buch inzwischen auf Russisch erschienen und in fast jeder Buchhandlung erhältlich.

■ Konrad Rufus Müller / Katja Gloer, Wladimir Putin, Steidl Verlag, Göttingen 2003, 127 Seiten, ISBN: 3-88243-942-4.

Darauf hofft der Fotograph Konrad Rufus Müller wohl vergebens. Zusammen mit der *Stern*-Reporterin Katja Gloer hat er im Steidl Verlag einen Bildband über Wladimir Putin herausgebracht. Bislang ist kein russischer Verlag das Risiko eingegangen, eine russische Ausgabe auf den Markt zu bringen. „Putin fand das Buch ‚fabelhaft‘, aber es war zu kritisch, deswegen wurde es in Russland nicht veröffentlicht“, sagte Konrad Rufus Müller bei der Präsentation des Bildbandes am 16. Mai 2004 in „Phoenix“. Mit seinem Lob wollte Putin den Autoren kaum schmeicheln. Das hat er denn doch nicht nötig. Aber hat er das Buch tatsächlich gelesen? Das werden andere in seinem Umfeld erledigt haben, die das Buch wohl letztlich als zu kritisch bewerteten. Der Fotograph sieht das ähnlich. Auf die Frage: „Welche Farbe hat Putin?“, antwortete er dem Fernsehsender: „Grau in vielen Variationen“. Natürlich mögen die Schwarz-weiß Fotos, die den Präsidenten düster und einsam darstellen, diesen Eindruck verstärken. Entscheidender für das negative Votum der Putin-Berater dürfte aber der Text gewesen sein.

Dabei ist das gemeinsame Werk der Journalistin Gloer und des Fotografen Müller im Ergebnis gelungen: Text und Fotos ergänzen sich gegenseitig, so dass beim Leser der Eindruck entsteht, er spreche direkt mit Putin und könne ihn aus der Nähe beobachten. Kaum eine andere ausländische Journalistin ist wohl so nah an Wladimir Putin herangekommen wie Katja Gloer. Sie war Teil eines Experiments. Die Deutsche wurde vom „Image“-Berater des Präsidenten, der in der Kreml-Administration angesiedelt ist, persönlich ausgesucht, um das „richtige“ Bild von Wladimir Putin hierzulande zu verbreiten. Ganz im Sinne der Charme-Offensive des Präsidenten in Richtung Westen. Dabei beobachtet Gloer, dass Putin die Arbeit an seinem Image nicht allzu ernst nimmt. Letztlich hat die Journalistin die in sie gesetzten Erwartungen jedoch nicht erfüllt, dafür berichtet sie zu kritisch. Gloer beobachtet Putin beim Reiten: „Mit ernstem Gesicht galoppiert Wladimir Putin im Kreis. [...] Er lacht nicht. Er arbeitet. Der Feldherr des neuen Rußland will er sein“ (S. 18).

Nicht viel besser kommt Putin bei der Schilderung seines Werdeganges weg. Dabei hat der Präsident an seiner offiziellen Vita aktiv mitgestrickt. Die Mos-

kau-erfahrene *Stern*-Journalistin geht jedoch weiter als andere Putin-Biographen: Sie lässt kein gutes Haar an ihm und zeigt den Schattenmann, dessen grenzenlose Loyalität gegenüber seinen Vorgesetzten ihn letztlich in das höchste Staatsamt katapultiert habe. Zugleich ist es Katja Gloger gelungen, die Lage in Russland unter Putin ungeschönt in ihre Darstellung einfließen zu lassen. „Ich bestimme die Politik“, erklärte Putin, der Russland mittels einer „gelenkten Demokratie“ regieren will und sich selbst „als aufgeklärten Herrscher nahe am Volk“ präsentiert. Egal worum es geht, Putin – „der Zar“ – und seine Politik werden von der Autorin in Frage gestellt. Zuweilen macht sie sich sogar lustig über ihn.

Dank ihrer Recherchen, ihrer Gespräche mit dem Präsidenten und ihrer Beobachtungsgabe erfährt der Leser einige politische Ziele, aber auch Charaktereigenschaften Putins: Danach will er sein Vaterland verteidigen, und er ist „ein Meister der PR-Stunts“; er ist nicht eitel und nicht karrieresüchtig; er lässt seine Freunde auch in schlechten Zeiten nicht fallen. Anrührend schildert Gloger die Geschichte der Familie Putin, seine Leningrader Wurzeln, die sein weiteres Leben enorm beeinflussten. Er bewundert Deutschland, mit dessen Hilfe er Russlands Bündnis mit Europa festigen will (S. 77). An dieser Stelle ist es bedauerlich, dass die Journalistin nicht näher Auskunft gibt über die außenpolitischen Ziele des Präsidenten, insbesondere die Deutschland zugesagte Rolle (S. 118).

Neben Putin beschäftigt sich Katja Gloger auch eingehender mit der Kreml-Administration. Gerade den dort versammelten Bürokraten wollte sie klar machen, was eine unabhängige Journalistin ist und wie sie arbeitet. Deshalb kritisiert die Autorin nicht nur die Tschetschenien-Politik, die Korruption und die Unterdrückung der Medien unter Putin, sondern sie versucht den Mythos Wladimir Putin zu zerstören, wobei sie Respekt für den Präsidenten Russlands durchaus aufblitzen lässt.

Dass es ihr Boris Reitschuster, der Leiter des Moskauer Büros des Münchener Nachrichtenmagazins *Focus* gleich tun würde, konnte der Leser nicht ohne Weiteres erwarten. Denn jahrelang hatte Reitschuster zurückhaltend, fast möchte man sagen, ängstlich, aus Russland berichtet. Jetzt legte er mit seiner Biographie *Wladimir Putin*, erschienen bei Rowohlt, Berlin,

■ Boris Reitschuster,
Wladimir Putin. Wohin steuert er Russland?,
Rowohlt Verlag, Berlin
2004, 336 Seiten, ISBN:
3-87134-487-7.

den Finger direkt in die offene Wunde des Kreml-Herrschers und trägt damit zur Zerstörung des Mythos von Wladimir Putin als dem kompromisslosen Anwalt der Interessen des Staates bei. Dabei geht es Reitschuster weniger um Putins Herkunft aus dem KGB, sondern um seine direkte Einmischung in Operationen des russischen Inlandsgeheimdienstes FSB, dessen Leiter er einmal war, und seine Einflussnahme auf Russlands Generalstaatsanwalt Jurij Skuratow, um so die Interessen der „Jelzin-Familie“ zu schützen.

Als Wladimir Putin im Juli 1998 von Präsident Jelzin zum Chef des FSB ernannt wurde, schickte er die langgedienten KGB-Leute in den Ruhestand. So beginnt der brisanteste Teil der Putin-Biographie. „Der spätere Präsident sei vom Kreml an die Spitze des Geheimdienstes gesetzt worden, um dessen Korruptions-Bekämpfer zu bremsen, die klammheimlich gegen den Jelzin-Clan ermittelten.“ Tatsächlich hatte die Lubjanka (FSB-Zentrale) die Staatsanwaltschaft mit „Kompromat“ (kompromittierendem Material) gegen den Kreml versorgt. „Putin hielt der Kreml-Familie schon damals bedingungslos die Treue“, stellt der deutsche Journalist fest. „Er war es, der Jelzin auch im März 1999 in höchster Not beistand. Er zeigte sich nicht nur treu ergeben, sondern auch wenig zimperlich“ (S. 47 ff). Weil Generalstaatsanwalt Skuratow das „baldige politische Ableben Jelzins vorhersah“, begann er gegen die „Familie“ zu ermitteln. Er musste gebremst werden. „Prompt fand Putin das geeignete Mittel: ein heimlich aufgenommenes Videoband.“ Darauf war ein Mann zu sehen, „der dem Generalstaatsanwalt Skuratow verblüffend ähnlich sah, mit zwei Prostituierten [...] auf dem Doppelbett stark ins Schwitzen geriet“. Der Oberste Ankläger Russlands „hat Freunden gegenüber die Echtheit des Bandes eingeräumt“, sich aber darüber beklagt, „dass er mit viel Wodka geschickt in die Falle gelockt worden sei“. Kurz darauf habe Putin diskret ein Treffen mit dem Chefankläger organisiert und ihm bedeutet, „ganz Russland werde die schlüpfrigen Szenen im Fernsehen verfolgen, wenn er die Ermittlungen gegen die Jelzin-Familie nicht einstelle. Wie geplant unterzeichnete Skuratow ein Rücktrittsgesuch (S. 49), berichtet der Focus-Reporter, dessen Geschichte belegt ist.“

Spätestens an dieser Stelle versteht der Leser, warum Boris Reitschuster in seinem Vorwort fordert, vor den Problemen des Landes nicht die Augen zu verschließen. Denn nur mit offen geäußerter Kritik sei Russland gedient. Damit zitiert der Autor im Übrigen Putin selbst, der sich schon im November 2001 eine ständige und leidenschaftliche Kritik auch an ihm selbst gewünscht hatte. Breitschuster nimmt also den Kreml-Herrschern beim Wort, indem er feststellt: „An diesem Anspruch muss er sich messen lassen.“ Aber auch dieser Hinweis schützte das Focus-Büro nicht vor den Repressionen dem Kreml nahe stehender Organe. Denn nicht nur die russischen, sondern gerade die ausländischen Journalisten dürfen nicht an der Ikone kratzen.

Boris Reitschusters Putin-Biographie enthält keine neuen Fakten, aber sein Verdienst besteht darin, dem deutschen Publikum eine Gesamtdarstellung des bisherigen Werdegangs und der Politik des russischen Präsidenten zu vermitteln. Wer die übrigen Putin-Biographien gelesen hat, wird zudem erkennen, dass Reitschuster viele Details, die andere nur andeuten, ausführlich beschrieben hat, wie den Fall Skuratow, der Putin als einen skrupellosen Erpresser zeigt. Zugleich kommt der Leser in den Genuss kurzer, treffender Kommentare, die für Putin und seine Administration wenig Schmeichelhaftes enthalten. An der Grenze zur Realsatire liegt Reitschusters Beschreibung der deutsch-russischen „Duz“-Freundschaft zwischen Schröder und Putin. Pointiert beschreibt er auch die Tätigkeit des Präsidenten als „Gegenreformer“ und hinterfragt sein Versprechen, Bürokratie und Korruption zu bekämpfen. Kritischer als andere „Putinologen“ bewertet Breitschuster die Person des Präsidenten und seine Vergangenheit. Auf selbstgestrickte Legenden fällt er jedenfalls nicht herein. Wenn es um Bombenanschläge und Terrorakte in Russland geht, bemüht sich der Journalist, alle denkbaren Versionen darzustellen, um so zur Aufklärung beizutragen. Der russische Geheimdienst kommt dabei übrigens nicht gut weg.

Zu den großen Nachteilen des Buches gehört der vom Autor gewählte Aufbau: Der Leser wird gezwungen, von Episode zu Episode zu springen. Selbst einem Russlandkenner fällt es mitunter schwer, die Zeitsprünge nachzuvollziehen. Außerdem enthält die

■ Roland Haug, *Putins Welt. Russland auf dem Weg nach Westen*, (= SWR Schriftenreihe, Grundlagen 5), Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2003, 301 Seiten, ISBN: 3-8329-0426-3.

Biographie wenig Erhellendes über die Außen- und Sicherheitspolitik Russlands unter Putin. Allenfalls gibt es Randbemerkungen. Dennoch handelt es sich bei Boris Reitschusters *Wladimir Putin* um die zur Zeit beste Biographie des russischen Präsidenten.

Der Journalist Roland Haug wollte eigentlich keine Biographie Putins schreiben, da dies über einen Mann mit KGB-Vergangenheit gar nicht möglich sei. Immerhin hat der frühere WDR-Korrespondent in Moskau dann doch den „Versuch eines Porträts“ unternommen. Dabei herausgekommen ist das gut recherchierte Reportage-Buch *Putins Welt: Russland auf dem Weg nach Westen*. Der Autor beschreibt darin das Leben eines „normalen“ russischen Bürgers. Die Textpassagen sind mit hervorragenden Fotos aus dem wahren Russland illustriert, die der Fotograph Walerij Schtschekoldin beigesteuert hat. Leider wird sein Name auf dem Titel des Buches nicht erwähnt.

Zwar hält Haug den „KGB-Zögling“ Putin nicht für besonders glaubwürdig. Zu leicht gingen dem „schillernden Wortkünstler“ Schlüsselwörter wie „Demokratie und Pressefreiheit“ über die Lippen (S. 196). Dennoch soll Putin eine Chance bekommen, wenn „er sich wirklich dem Westen ganz“ öffne. Der Autor bezieht klar Stellung und erklärt dem Leser den Menschen und den Präsidenten Wladimir Putin, der den Mut hatte zuzugeben, dass Russland keine Supermacht mehr ist. Einen „Vertrauensvorschuss“ müsse sich Putin jedoch erst verdienen. Dies könne gelingen, indem er Russland weiter „demokratisiert“ und „im Innern zivilisiert“. Zwei Jahre nach der Erstveröffentlichung des Buches steht fest, dass Haugs „Momentaufnahme“ zu den treffendsten und ausgewogenen politischen Porträts Wladimir Putins gehört.

■ Viktor Timtschenko, *Putin und das neue Russland*, Diederichs Verlag, München 2003, 352 Seiten, ISBN: 3-7205-240-4.

Dies kann man nicht über *Putin und das neue Russland* von Viktor Timtschenko sagen. Der in Deutschland lebende ehemalige sowjetische Journalist ist zutiefst davon überzeugt, dass ausgerechnet er die besten Voraussetzungen mitbringt, um Präsident Wladimir Putin und seine Politik zu entschlüsseln. Nachdem dem Leser jedoch gleich zu Beginn „kleine Fehler“ aufgefallen sind, wird die Lektüre unerwartet spannend: „Noch ein Jahr vor Jelzins Rücktritt wusste keiner von diesem kleinen Angestellten des Bürgermeisteramtes in Sankt Petersburg“ (S. 8). Eine Tatsa-

che ist jedoch, dass Putin bereits seit März 1997 stellvertretender Präsidialamtschef und Leiter der wichtigen Kontrollabteilung war, also mehr als zweieinhalb Jahre vor Jelzins Rücktritt in Moskau arbeitete. Am 25. Juli 1998 wurde er zum Chef des Föderalen Sicherheitsdienstes (FSB) ernannt. Von einem „kleinen Angestellten“ konnte also schon lange keine Rede mehr sein.

Noch peinlicher wird es, wenn der Autor einen Dialog mit dem Leser beginnt: „Warum, so werden Sie fragen, sollte ausgerechnet ich die Person Putins und dessen Russland besser verstehen als die vielen anderen, die das Geschehen dort genauso aufmerksam verfolgen?“ Nach dieser rhetorischen Frage nennt Timtschenko „drei Vorteile“, die ihm zugute kommen, die er aber „nicht verheimlichen will“. Erstens sein „Heimvorteil“. Der Autor ist in der Sowjetunion aufgewachsen, ging dort zur Schule und genoss die sowjetische Erziehung. Auf Grund dieses Lokalkolorits weiß er, was, wann und wie die Russen trinken und was sie dazu essen. Und er hat mit vielen Menschen – von Ministern bis zu Putzfrauen – gesprochen. Zweitens verfügt der Autor über Insiderwissen: Ihm ist bekannt, welche Filme Putin gesehen und welches Eis er gegessen hat. Und drittens ist er in „zwei politischen Kulturen zu Hause: über die und für die er schreibt“ (S. 10 ff).

Von den vermeintlichen Vorteilen profitiert das Buch leider nicht. Das Gegenteil ist der Fall. Eine lange Stammtischrede über die Außen- und Sicherheitspolitik Russlands langweilt den Leser. Einzige Konstante der Darstellung ist, dass eine fundierte, quellengestützte Analyse fehlt, trotz des umfangreichen „wissenschaftlichen“ Apparats. In der Regel beruhen die Ausführungen auf Vermutungen und Unterstellungen, Belege fehlen. Auch wenn der Autor meint, Putin sei ein Schock für den Westen und seine „Handlungen schwer prognostizierbar“, die internationale Russland-Forschung kann er damit nicht meinen. Vor allem aber das von Timtschenko gewählte Stilmittel eines Ich-Erzählers schadet dem Buch.

Folgender Satz, in dem es um Jelzins Machtübergabe an Putin geht, steht für das ganze Buch: „Ich hätte gern hinter die Kulissen geschaut, wäre aber womöglich kläglich gescheitert bei meinem Versuch, das Ganze bis auf den Grund zu durchschauen“

■ Anna Politkowskaja,
In Putins Russland, aus dem
Russischen von Hannelore
Umbreit und Ulrike Zemme,
DUMONT Verlag, Köln
2005, 314 Seiten, ISBN:
3-8321-7919-4.

(S. 18). Weder das neue Russland noch Putin selbst vermag der Autor überzeugend zu entschlüsseln. Da helfen intime Eiscreme-Kenntnisse auch nicht weiter.

Ähnlich enttäuschend fällt das Urteil über die Studie der bekannten russischen Journalistin Anna Politkowskaja aus. *In Putins Russland* erfährt der Leser mehr über die international vielfach ausgezeichnete Autorin selbst als über den russischen Präsidenten. Kurz: Politkowskaja hat es sich zu leicht gemacht: Ihr Buch will denn auch keine Analyse der Herrschaft Putins sein, sondern nur eine „emotionale Randnotiz zu unserem Leben im heutigen Russland“. Die Journalistin ist davon überzeugt, dass Putin „es nach seiner Wahl zum Präsidenten nicht vermocht“ hat, „über sich hinauszuwachsen, will heißen, den Oberstleutnant des KGB in sich auszumerzen“. Deshalb sieht er seine Aufgaben nach wie vor darin, Meinungsvielfalt und Freiheit im Keim zu ersticken.

Weiter erwähnt die Journalistin das russische Volk, das „kein Sandkörnchen, kein Staub unter Putins Sohlen, die bei aller staatsmännischen Politur doch die eines KGB-Oberstleutnants bleiben“, sein will. Zugleich ist die Autorin wütend auf die ganze Welt, vor allem aber auf Deutschland, die deutsche Wirtschaft und Europa, weil sie mit Putin zusammenarbeiten. Dem „heutigen Westen“ wirft sie unumwunden vor, den Russen nur die Rolle von Sklaven zuzumessen (S. 11).

Mit *Putins Russland* will die entschiedene Kritikerin des Kreml-Herrschers an den Erfolg ihres Buches *Tschetschenien. Die Wahrheit über den Krieg* (DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln 2003) anknüpfen. Auch wenn sie häufig Beweise schuldig bleibt, ist es die Leistung der mutigen Journalistin, dass sie über das Grauen – insbesondere des zweiten Tschetschenien-Krieges – informiert hat. Kommende Generationen in Russland werden ihr allein schon dafür dankbar sein. Nach ihrem Tschetschenien-Buch veröffentlichte die Journalistin zu schnell ein neues Buch über Putin. Darin greift sie den Präsidenten so übertrieben an, dass sie – so ist zu befürchten – das Gegenteil dessen, was sie beabsichtigt, erreichen wird. Politkowskaja hat sich alles Belastende von der Seele geschrieben. Dabei wäre es die Aufgabe einer ernst zu nehmenden Autorin, Präsident Putin nicht persönlich, sondern auf der sachlichen Ebene zu kri-

tisieren, zumal es dem Gegenstand der Betrachtung angemessener wäre. Stattdessen bedient sie Klischees und bleibt damit im Oberflächlichen stecken. Die Journalistin muss hellseherisch begabt sein, denn sie meint zu wissen, was der Präsident denkt und fühlt: „Er erträgt uns nicht. Er verachtet uns. Er denkt, wir sind nur ein Mittel zum Zweck für ihn, ein Mittel zur Erfüllung seiner Machtambitionen. Und deswegen darf er alles, kann mit uns spielen, wie es ihm passt [...] er glaubt, dass er Zar und Gott zugleich ist“ (S. 304). Solche Passagen sind nicht überzeugend. Denn als Leser möchte man doch einen Beleg für die These bekommen, dass Wladimir Putin, Oberbefehlshaber der russischen Streitkräfte und Präsident einer Atom-
macht, wirklich glaubt, er sei Gott.

Von daher wartet das interessierte Publikum noch immer vergeblich auf eine sachdienliche Analyse und Bewertung der Eingriffe des Präsidenten in das demokratische Fundament des politischen Systems Russlands. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die sogenannte „Erneuerung“ des Pressegesetzes, gravierende „Korrekturen“ der Gesetze über die Parteien oder des Wahlgesetzes. Ihre Auswirkungen auf Russlands Zukunft sind heute noch gar nicht absehbar.

Dafür sei das Buch von Olga Kryschtanowskaja: *Anatomie der russischen Elite. Die Militarisierung Russlands unter Putin*, veröffentlicht im Verlag Kiepenheuer & Witsch, an dieser Stelle sehr empfohlen. Die Moskauer Autorin beleuchtet Putins Rolle im gegenwärtigen Russland, indem sie die Entwicklung der sowjetischen und russischen Eliten analysiert. Die Soziologin präsentiert Putin als den Wunschkandidaten der ehemaligen Nomenklatura, der das Staatswesen retten soll. Wer sind die heutigen Entscheidungsträger in Russland und woher kommen sie? Welchen Einfluss nehmen Militärangehörige und Geheimdienstmitarbeiter auf Putins Politik?

Lange vor der Machtübernahme des früheren KGB-Offiziers war mit Gorbatschows Perestrojka das kommunistische Nomenklatura-System zusammengebrochen. Zwar hatten Vertreter der ehemaligen Nomenklatura auch nach dem Zerfall der UdSSR unter Führung von Boris Jelzin die Macht im Kreml inne. Eine Stabilisierung des neuen politischen Systems ging damit aber nicht einher: „Jelzins Regime

■ Olga Kryschtanowskaja, *Anatomie der russischen Elite. Die Militarisierung Russlands unter Putin*, Aus dem Russischen von Helmut Ettinger, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2005, 281 Seiten, ISBN: 3-462-03415-4.

hatte eine Legitimationskrise, Insubordination der Machtorgane und ein funktionales Chaos ausgelöst“, schreibt die Autorin. Die forcierte Privatisierung beschleunigte den Zerfallsprozess des Staates zusätzlich. Auch wenn das Militär geschwächt war, funktionierte es zumindest auf der Grundlage einer patriotischen Ideologie, strenger Disziplin und einer vergleichsweise geringen Korruption, wie Kryshtanowskaja unterstreicht.

Nicht zuletzt deshalb würden derzeit in Russland die Positionen der früheren KP-Mitglieder mit Angehörigen des Militärs besetzt. So kommen 45,2 Prozent der neu ernannten stellvertretenden Minister im nicht-militärischen Bereich aus den Geheimdiensten und 38,7 Prozent aus der Armee. Auch in den Behörden der Föderation dominieren Uniformträger auf der Führungsebene. Einige Föderationsländer werden sogar von ihnen regiert. Begonnen hatte diese Entwicklung mit einem Erlass vom 13. Mai 2000. Darin fasste Putin zwei Monate nach seinem Wahlsieg die 89 Regionen Russlands zu sieben Föderationsbezirken zusammen, deren Grenzen nahezu deckungsgleich mit den sieben Militärbezirken waren. Sechs der vom Präsidenten persönlich ernannten Bevollmächtigten kamen entweder aus dem Geheimdienst oder aus dem Militär. „Den Machtantritt Wladimir Putins sieht die russische Elite mit Erleichterung, da sie wegen der Unberechenbarkeit der bisherigen Staatsführung um ihre Zukunft fürchtet [...]. Mit dem Jahre 2000 haben eine Stabilisierung und die Wiederherstellung des monozentrischen Staates eingesetzt. Putins erste Reform gilt der Wiederherstellung der *Machtvertikale*, d.h. des bürokratischen, hierarchischen Staatsaufbaus. Alternative Entscheidungszentren werden neutralisiert, sämtliche politischen Institutionen wieder in die Subordination gezwungen“, erläutert Kryshtanowskaja. Und sie fügt hinzu, dass das Parlament „kein selbstständiger politischer Akteur mehr“ ist, „sondern eine Abstimmungsmaschine. In die Behörden der zentralen Ebene strömen Uniformträger ein, die bald einen Anteil von 25 Prozent erreichen. Es entsteht eine *Militokratie*, die Macht der Militärs“ (S. 232).

Die Autorin bewertet die Militarisierung der Macht unter Putin als eine besorgniserregende „Epidemie“, mit der der Präsident die Demokratisierung

Russlands einen großen Schritt zurückgeworfen habe. Insgesamt hat Olga Kryschtanowskaja eine hervorragende Studie vorgelegt, die jeder gelesen haben sollte, der sich mit Russland beschäftigt. Denn hier erfährt der Interessierte auf rund einem Dutzend Seiten mehr über Wladimir Putin und sein „System“ als in mancher der oben genannten umfangreichen Putin-Biographien.

Gernot Erler ist stellvertretender SPD-Fraktionsvorsitzender im Deutschen Bundestag, Vorsitzender der Deutsch-Russischen Parlamentariergruppe und außenpolitischer Sprecher der SPD. Diese vielen Aufgaben lassen dem guten Osteuropa-Kenner keine Zeit, dicke Wälzer über Präsident Putin zu verfassen. Immerhin veröffentlichte er jetzt im Herder-Verlag ein lesenswertes Büchlein zum Thema *Russland kommt*, in dem er dem Leser die politische Entwicklung in Putins Staat exemplarisch an Hand von drei aktuellen Ereignissen – der Tragödie von Beslan, dem Fall Chodorkowskij und dem Umgang mit der Ukraine – darstellt. Erler plädiert für eine konstruktiv-kritische Partnerschaft mit Russland und stellt schon im Vorwort fest, dass Russland im Innern wie von außen einen „wachen, kritisch beobachtenden Verstand“ braucht (S. 11).

Aber wie hält es der Historiker Gernot Erler mit dem „lupenreinen Demokraten“, wie Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) seinen Freund Wladimir nannte? Der Politiker Erler geht dieser Diskussion aus dem Wege. Übrig geblieben ist eine knappe Analyse des Präsidenten, die sich in zwei Sätzen zusammenfassen lässt: „Die Anmutung, Wladimir Putin könnte sich von allem befreien – von seiner Herkunft, seiner beruflichen und politischen Sozialisation, seiner Umgebung, dem Knebel der Vergangenheit und den Untiefen der russischen politischen Kultur –, um sich zum Anwalt eines westlichen Traums von Russland zu machen, entbehrt jeder realen Grundlage. Dieser Präsident muss sich, eingebunden in alle Netzwerke, auf absehbare Zeit in den politischen Niederungen bewehren“ (S. 172). Dieser Einschätzung kann der Rezensent nur zustimmen. Die Zustimmung erstreckt sich jedoch nicht auf die wenig überzeugende Darlegung des Falls Chodorkowskij.

Als Fazit kann festgehalten werden, dass der Leser wohl noch länger auf eine überzeugende Studie, ja ein

■ Gernot Erler, *Russland kommt. Putins Staat – der Kampf um Macht und Modernisierung*, Herder Verlag, Freiburg · Basel · Wien 2005, 190 Seiten, ISBN: 3-451-05566-X.

Standardwerk über Präsident Wladimir Putin und seine Politik wird warten müssen.

■ Defekte Demokratie

■ Kathrin Behrens, *Die Russische Orthodoxe Kirche: Segen für die „neuen Zaren“? Religion und Politik im postsowjetischen Russland (1991-2000)*, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2002, 417 Seiten, ISBN: 3-506-70794-9.

Wer sich jenseits von Politik und Wirtschaft für die Rolle der Kirche in Russland interessiert, dem sei die hervorragende Monographie von Kathrin Behrens *Die Russische Orthodoxe Kirche: Segen für die „neuen Zaren“?* empfohlen. Eine gründliche Studie der russischen Quellen hilft der Wissenschaftlerin, die Mechanismen der Beziehungen von Staat und Kirche zu durchleuchten. Zugleich analysiert sie die Voraussetzungen, die zur „allumfassenden Präsenz“ der Russischen Orthodoxen Kirche (ROK) im öffentlichen Leben Russlands geführt haben. Damit gelang es Behrens, eine durchaus komplizierte Aufgabe zu lösen. Denn die spezifische Rolle und Tätigkeit der ROK, also einer Religionsgemeinschaft, in Geschichte und Gegenwart Russlands kennt eben keine klar umrissenen Grenzen. Welche Werte hat die ROK einer postkommunistischen Gesellschaft anzubieten? Und sind sie überhaupt mit den Kriterien einer demokratischen politischen Kultur kompatibel? Leistet die ROK einen Beitrag zur Demokratisierung Russlands, und wie „politisiert“ ist die Kirche heute?

Als zentrales Forschungsergebnis stellt Kathrin Behrens heraus, dass sich die ROK vor allem als Stifterin der nationalen Identität hervortut. „Sowohl personell als auch rituell und symbolisch dient sie dazu, Wertvorstellungen von Nationalstolz, Patriotismus, nationaler Größe, von kulturellen Errungenschaften, historischen Triumphen und einem ‚starken Staat‘ supranationaler Ausrichtung zu transportieren“ (S. 369). Die zweite wichtige Funktion der ROK bestehe in ihrer „Instrumentalisierung als Stifterin politischer Legitimität“. Damit komme ihr eine „Ersatzfunktion gegenüber einer fehlenden effizienten Demokratie und dem mangelnden Vertrauen der Gesellschaft in deren Institutionen“ zu. Gleichzeitig übernehme die ROK die „Rolle, die in der Sowjetunion die KPdSU und der Marxismus-Leninismus“ gespielt hätten, indem sie versuche, das ideologische Vakuum zu füllen. Als „moralische Autorität“ falle sie praktisch aus. Stattdessen mutiere die ROK weiter zur Kulisse für pompöse öffentliche Inszenierungen und Aufmärsche. Von daher kommt Behrens zu dem

wenig überraschenden Ergebnis, dass der Beitrag der Russischen Orthodoxen Kirche zum allgemeinen Wertewandel und zur Herausbildung einer demokratischen politischen Kultur im Land „gering“ sei (S. 370, S. 385).

Einen breiten Raum widmet die Autorin den Beziehungen der Präsidenten Boris Jelzin und Wladimir Putin zur ROK. Zuerst wurde vermutet, bei Putin handle es sich „nicht um ein weiteres Exemplar eines postsowjetischen ‚Kerzenständers‘, sondern einen aktiven orthodoxen Christen mit einem ‚mehr als passablen Wissen über den Glauben‘“ (S. 357). Dabei stellten Beobachter früh die Religiosität des Präsidenten in Frage. Ungeachtet aller Spekulationen glaubt Behrens jedoch, dass „sich im Verhältnis von Präsident Putin zur ROK eine in mehrfacher Hinsicht qualitativ hochwertige Stufe konstatieren“ lasse. Denn Putin – wie auch Jelzin – bauten auf den religiösen bzw. orthodoxen Faktor, „der als staatstragendes Element die sowjetische Ideologie, in einem neuen Gewande“ weiterpropagieren soll. Nicht von ungefähr erzählte Putin die rührende Geschichte, wie ihn seine Mutter als Kind heimlich in einer Kirche taufen ließ. Selbst sein Vater durfte davon nichts wissen. Das Kreuz, das ihm der Priester damals umlegte, trägt er angeblich noch heute. Auch wenn sich Putin öffentlich zur Orthodoxie bekennt, haben bei ihm stärker als bei Jelzin die konkreten politischen Interessen Vorrang vor der Hinwendung zur ROK. „Immer wieder wurde der Kirche deutlich gemacht, dass der Präsident die machtpolitische Oberhoheit bei sich selbst konzentriert und ihr meist nur die Rolle eines dekorativen Elements in der gesamt russischen Selbstinszenierung blieb“ (S. 359).

Welche Chancen hat die Demokratie in Russland unter Wladimir Putin? Zu diesem Thema sind hier zu Lande in den letzten Jahren einige hervorragende Studien erschienen, darunter das Buch von Georg Mangott. Untersuchungsgegenstand sind die Elemente „defekter demokratischer Herrschaft“ im Verfassungsrecht und in der Verfassungswirklichkeit Russlands in den Jahren 2000 bis 2002. Im Einzelnen nimmt der Politikwissenschaftler die Wahlen, die Tätigkeit der Regierung, die Parlamentsentscheidungen, aber auch die Person des Präsidenten in den Blick. Dabei identifiziert Mangott nicht nur die vor-

■ Gerhard Mangott, *Zur Demokratisierung Russlands. Band 1: Russland als defekte Demokratie* (= Wiener Schriften zur Internationalen Politik, Bd. 4), Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2002, 366 Seiten, ISBN: 3-7890-7973-1.

handenen „Defekte“ der russischen Demokratie, sondern versucht darzulegen, inwieweit das unmittelbare Regierungshandeln Putins die Mängel des russischen Regierungssystems verstärkte.

Im ersten Jahr seiner Präsidentschaft habe Putin, so Mangott, einen ambivalenten Führungsstil an den Tag gelegt: Der Präsident habe geradezu nach Möglichkeiten gesucht, „als starke Führungsfigur aufzutreten und seine Verbindungen zu den Sicherheitsstrukturen sichtbar zu machen“. Der Wissenschaftler ist davon überzeugt, dass Putin den „charismatischen Führungskult“ um seine Person vorantreibt: „Verehrung einerseits, Einschüchterung andererseits werden damit als Instrumente der Herrschaftsabsicherung eingesetzt“. Indessen wirke er „häufig zaghafte, beinahe schüchtern“, „vermeidet antagonistische Äußerungen und Entscheidungen, entzieht sich zumeist der öffentlichen Parteinaahme in institutionellen oder personellen Konflikten“.

Diesen Führungsstil wird Putin wenige Jahre später radikal ändern, indem er versucht, die Zustimmung in der Bevölkerung als eine zusätzliche Machteressource einzusetzen (S. 291 f.). Zugleich konnte der Präsident „im Zuge der Festigung seines personellen Netzwerkes in der Regierungs- und Präsidialbürokratie in seinem Auftreten energischer und kategorischer“ werden. Aber bereits die ersten Ansätze struktureller Reformen am russischen Verfassungsgefüge hätten einen Präsidenten mit striktem Führungsanspruch, klaren Interessen und einem Hang zur autoritären Durchsetzung der von ihm als richtig erkannten Prioritäten durchscheinen lassen.

Die mit Grafiken, Tabellen und Statistiken sowie einem ausführlichen wissenschaftlichen Apparat gut belegte Studie von Georg Mangott gehört derzeit zu den besten politikwissenschaftlichen Analysen über die junge russische Demokratie, die sich der akuten Gefahr ausgesetzt sieht, vom Autoritarismus ihres Präsidenten zerstört zu werden.

Daneben hat Mangott einen Sammelband *Zur Demokratisierung Russlands* herausgegeben. Für das Projekt konnte er namhafte Autoren wie Lilia Shevtsova aus Moskau, Andreas Heinemann-Grüder und eine der besten Kennerinnen der Parteienlandschaft in Russland, Galina Michaleva (Luchterhandt), gewinnen. In ihrem Beitrag „Die Entwicklung der Par-

■ Gerhard Mangott (Hrsg.), *Zur Demokratisierung Russlands. Band 2: Leadership, Parteien, Regionen und Zivilgesellschaft* (= Wiener Schriften zur Internationalen Politik, Bd. 5), Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2002, 172 Seiten, ISBN: 3-7890-7974-X.

teien und des Parteiensystems im postsowjetischen Russland“ kommt Michaleva zu dem Ergebnis, dass die politischen Parteien in Russland – ungeachtet der fehlenden rechtlichen Basis – bis 2001 einen festen Platz im politischen Leben einnehmen konnten. Auch wenn sie im Bewusstsein der Bürger nur durch die Namen ihrer Anführer präsent waren, stelle dies nach den Jahrzehnten der Einparteidiktatur einen großen Fortschritt dar. Allerdings beobachtet die Wissenschaftlerin Tendenzen, die eine Stabilisierung des Parteiensystems „verlangsamten“: Die „Konsolidierung der Eliten sowie die zunehmende Akzeptanz der Regierungspolitik in der Bevölkerung“ könnten zusammen mit den Maßnahmen „zur Stärkung des Staates“ die Demokratie zumindest „begrenzen“.

Wer wie Michaleva genau Bescheid weiß über die Angriffe auf die Demokratie in Russland, vor allem auf die demokratischen Parteien, kann sich über diese beschönigende und die Tatsachen verschleiernde Darstellung nur wundern. Immerhin bekennt sie am Ende: „Im Ergebnis dominieren die administrativen Parteien mit ‚Fassadencharakter‘, die die Verbindung zwischen den Bürgern und den Machtorganen lediglich imitieren“ (S. 75). „Ob die ‚Parteien der Macht‘ in der näheren Zukunft ihren Charakter verändern“, müsse die Zukunft zeigen.

■ Das korrupte Imperium

Seit 1991 berichtet Kerstin Holm als Kulturkorrespondentin für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* aus Moskau. Dass sie sich für ihre Arbeit ausgerechnet das für Russland so „schicksalhafte“ Phänomen, die Korruption, aussuchen würde, war eine wirkliche Überraschung. Vielleicht auch für die Autorin selbst. Zuerst wollte die Autorin ihren westeuropäischen Lesern anhand von Vergleichen die Unterschiede und das Ausmaß der allgegenwärtigen Korruption in Russland deutlich zu machen. Dieser Ansatz überzeugte Holm jedoch offensichtlich nicht, so dass sie es bei der Feststellung beließ: „In Russland ist [...] die Erfahrung der Korruption total und existentiell. Sie erfassst alle Sphären der Wirtschaft und des Lebens, kennt keinen Anfang und kein Ende“ (S. 17). Nach dieser nüchternen Aussage folgen wunderschön geschriebene Geschichten über eine korrupte Polizei, eine korrupte Justiz, natürlich auch über korrupte

■ Kerstin Holm, *Das korrupte Imperium. Ein russisches Panorama*, Carl Hanser Verlag, München · Wien 2003, 264 Seiten, ISBN: 3-446-20378-8.

Politiker und Manager, korrupte Staatsbedienstete und eine korrupte Kirche. Dabei beschönigt Kerstin Holm nichts und versagt sich jede Übertreibung. Vielmehr sucht sie nach historischen, religiösen, kulturellen, politischen und psychologischen Gründen für die russische Seuche, die nicht abklingen will.

Die Journalistin zeigt ein so deprimierendes Bild Russlands, dass sie am Ende selbst darauf verzichtet, Wege aus der Krise aufzuzeigen. Der Leser, der bis zum Schluss durchgehalten hat, könnte jedoch fast depressiv werden angesichts der Hoffnungslosigkeit der Lage. Es bleibt, dass Kerstin Holm die russische Krankheit perfekt diagnostiziert und beschrieben hat. An dem Versuch, diese jahrhundertealte Epidemie zu heilen, sind nicht nur Generationen von Zaren, sondern auch die roten Kommissare kläglich gescheitert.

Tatsache ist, dass alle, die sich mit dem korrupten System des „demokratischen Russland“ beschäftigen und dazu in die Schattenwelt von Politik und Wirtschaft eintauchen, das Risiko lieben müssen, denn sie leben gefährlich. Nicht wenige russische Journalisten mussten ihren Schreibtisch räumen, weil ihre Berichte zu kritisch waren. Sie hatten Glück; andere bezahlten ihre Neugier mit dem Leben. Zu den prominenteren Opfern gehört Paul Klebnikow, der Chefredakteur der russischen Ausgabe des Magazins *Forbes*. Der Vater von drei Kindern wurde im Juli 2004 erschossen. Zuvor war der russischstämmige US-Amerikaner, der in russischer Geschichte promoviert hatte, durch seine Recherchen über die Oligarchen international bekannt geworden. Der Milliardär Boris Beresowski war ihm sogar ein Buch Wert. Zurzeit lebt der exilierte Medienmogul in Großbritannien. In besseren Tagen stand er in der Gunst der Jelzin-Tochter Tatjana Djatschenko und gehörte damit zum inneren Kreis der Kreml-“Familie“.

Das sollte sich bezahlt machen: Belohnt wurde er nicht nur mit der „Verwaltung“, sondern mit der Privatisierung von Staatseigentum. Das machte ihn zum Dollar-Milliardär und verschaffte ihm wichtige politische Ämter. So avancierte Beresowskij, der sich gerne als „Präsidentenmacher“ in den Medien feiern ließ, zum stellvertretenden Sekretär des russischen Sicherheitsrates. Später setzte ihn Präsident Jelzin gegen den Wunsch seiner GUS-Amtskollegen als Sekretär der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten durch.

■ Paul Klebnikow, *Der Pate des Kreml. Boris Beresowski und die Macht der Oligarchen*, Econ Verlag, München 2001, 493 Seiten, ISBN: 3-430-15475-8.

In seiner Biographie zeichnet Paul Klebnikow die Stationen von Beresowskis Lebensweg nach mit einem Schwerpunkt auf dessen dubiosen Geschäften. Dabei beleuchtet der Autor die „dunkle Seite“ der jungen russischen Demokratie, wie die enge Zusammenarbeit der Regierenden mit ausgewiesenen Kriminellen. *Der Pate des Kreml* ist die gut dokumentierte Arbeit eines Journalisten, der die wahre Geschichte herausfinden will. Auf Grund seiner zahlreichen Interviews mit den Betroffenen konnte Klebnikow immerhin die Machenschaften des im Westen so respektierten Kämpfers für die Demokratie, also Boris Beresowskis, publik machen. Am Ende seiner Oligarchen-Karriere hatte er nicht einmal mehr davor zurückgeschreckt, die Präsidenten-Familie abzuhören und zu erpressen (S. 360).

Letztlich scheiterte der Medien-Mogul an Wladimir Putin. „Die Tatsache, dass Putin von allgemein verhassten Persönlichkeiten wie Jelzin und Beresowskij gefördert wurde, konnte ihm nur schaden“, betonte Klebnikow (S. 376). Also trennte sich Putin von Beresowskij. Die heute pikantesten Stellen des Buches handeln zum einen von Putins Kontakten zu Beresowskij, zum anderen geht es um die Andeutung des Autors, wonach der zweite Tschetschenien-Krieg aus Moskau gesteuert und organisiert worden sein soll. Zwar kann der Journalist keine direkten Beweise präsentieren, immerhin verfügt er über indirekte Quellen, wie Erklärungen des tschetschenischen Präsidenten Maschadow (S. 377 f.).

Klebnikow beschreibt in *Der Pate des Kreml* vor trefflich die Übergangsjahre nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Systems. Am Beispiel des Oligarchen Boris Beresowskij macht er deutlich, wer auf welche Weise den Demokratisierungsprozess in Russland torpediert hat. Indem sich die Regierenden die Methoden der organisierten Kriminalität zu Eigen machten, wurde der Staat ihre Beute. Dagegen wirkten die Mittel der ansonsten üblichen organisierten Kriminalität geradezu harmlos. Nachdem der Staat so von oben und von unten in die Zange genommen worden war, es auch Opfer zu beklagen gab, teilte man schließlich das vorhandene Eigentum untereinander auf. Diese stille Übereinkunft funktioniert bis heute.

■ Jürgen Roth, *Die Gangster aus dem Osten. Neue Wege der Kriminalität*, Europa Verlag, Hamburg . Wien 2003, 318 Seiten, ISBN: 3-203-81526-5.

Der investigative Journalist Jürgen Roth beschäftigt sich ebenfalls schon seit Jahren mit organisierter Kriminalität. Dabei sind ihm in früheren Büchern grobe Fehler unterlaufen, die auf mangelnde Kenntnisse des Autors hindeuten. So existierte seiner Meinung nach neben der „georgischen“ auch eine „grusinische“ Mafia, um nur ein Beispiel zu nennen. In seinem neuen Buch geht er jetzt aufs Ganze und legt dabei die Messlatte sehr hoch: Roth versucht zu beweisen, dass Wladimir Putin in seiner Petersburger Zeit, aber auch später als Präsident eng mit der organisierten Kriminalität verbunden war und noch immer ist. Wenn er nicht sogar als führender Kopf der Krake agiert.

Roth schließt dies aus dem Spitznamen „Wowo“, den ein Krimineller wohl in einem vom BKA abgehörten Telefonat erwähnt hat. Das BKA geht davon aus, dass es sich dabei um einen bekannten Kriminellen handelt. Der investigative Journalist ist anderer Meinung: „Es könnte aber auch ein Kürzel für den russischen Präsidenten Wladimir Wladimirowitsch Putin sein. Zumindest führt ihn so der ukrainische Nachrichtendienst SBU in seinen Dossiers.“ Also „es könnte“. Aktenzeichen, die diese Aussage nachvollziehbar belegen, sucht der Leser vergebens. Immerhin erfährt er in der Fußnote, dass „Wowa ein häufiges Kürzel für Wladimir“ ist. Erst im Zusammenhang lasse sich erkennen, „wer damit gemeint sein könnte“ (S. 8, Fußnote 1 S. 297). Und wieder „könnte“. Wäre Jürgen Roth des Russischen mächtig, wüsste er zumindest, dass man das Kürzel „WW“ für Wladimir Wladimirowitsch nicht „WoWo“, sondern „WeWe“ ausspricht. Das BKA kann sich also ziemlich sicher sein, auf der richtigen Spur zu sein, zumal WoWo eine *klitschka* ist, also ein unter Kriminellen gebräuchlicher Spitzname und kein Kürzel.

Enger glaubt Jürgen Roth die Schlinge um Putins Hals zu ziehen, wenn es um dessen Verbindung zu einem an der Frankfurter Wertpapierbörse notierten Unternehmen namens SPAG geht (S. 60–66). Die SPAG – St. Petersburg Immobilien und Beteiligungen AG – ist eine Firma mit Kontakten in die internationale Kriminellenszene, die auch in Geldwäschegeschäfte verwickelt sein soll. Jürgen Roth veröffentlicht ein Faksimile der Vollmacht der Stadt St. Petersburg an „Dr. Vladimir Smirnov“, in dem Smirnov

ermächtigt wird, das Stimmrecht auf der SPAG-Hauptversammlung auszuüben (S. 286). Unterzeichnet hat die Vollmacht der damalige stellvertretende Oberbürgermeister der Stadt St. Petersburg, „Vladimir Putin“. Wahrscheinlich derselbe Smirnow arbeitet später als Berater in der Kreml-Administration. Auch wenn diese Personalentscheidung, wie Roth schreibt, von „Putin persönlich getroffen worden sein soll“ (S. 78) – die Beweise fehlen. Im Konjunktiv bewegt sich der Journalist auch, wenn er feststellt: „Das wichtigste Verbindungsglied in dem Beziehungsgefücht zwischen der Tambovskaja (Gangstersyndikat, A.M.) auf der einen und Wladimir Putin auf der anderen Seite könnte ein Mann sein, der sowohl bei der SPAG und ihren diversen Tochterfirmen auftaucht als auch in Firmen, die direkt oder indirekt der Tambovskaja zugerechnet werden – Wladimir Alexeevich Smirnov“ (S. 74).

Angesichts dieser Schwächen und Ungereimtheiten vermag die Arbeit von Jürgen Roth nicht zu überzeugen. Immer, wenn der Autor direkte Verbindungen nicht nachweisen kann, verfällt er ins Spekulative. „Die politisch einflussreichen Syndikate in Russland – in den GUS-Staaten ist das nicht viel anders – haben ein schützendes Dach, in Russland ist es unter anderem der Kreml“ (S. 274), lautet eine seiner Behauptungen.

Obwohl eigentlich schon alles klar ist, konfrontiert der investigative Journalist den Leser noch mit drei „Theorien“. Die erste lautet: Putin selbst sei zwar mit dem Massenphänomen Kriminalität in Russland nicht einverstanden, aber er warte noch ab, bis er andere Probleme, wie Tschetschenien oder die wirtschaftliche Situation, im Griff habe. „Die zweite Theorie geht davon aus, dass Putin die ‚ultimative Kryscha‘ (wörtlich Dach, hier im übertragenen Sinne Beschützer, A.M.) für die Kriminellen im Land‘ geworden sei. Er benutze die Organisierte Kriminalität für seine eigenen Zwecke“ (S. 275). Als Beweis erwähnt der Autor an dieser Stelle eher beiläufig die Privatisierung von Slavneft, einer russischen Erdölgellschaft. Die dritte Theorie laute „schlicht“, dass die Verantwortlichen angesichts des „epidemischen Ausmaßes“ von „Kriminalität und Korruption nicht mehr in der Lage seien, gegenzusteuern (S. 276). Obwohl das Buch von Jürgen Roth voll ist von Fehlern

und grob zusammengeschusterten Behauptungen – zumindest mit These drei legt er den Finger in Russlands schmerzende Wunde.

■ Russland als Akteur in den internationalen Beziehungen

■ Sabine Fischer, *Russlands Westpolitik in der Krise 1992–2000. Eine konstruktivistische Untersuchung*, Campus Verlag, Frankfurt am Main 2003, 391 Seiten, ISBN: 3-593-37382-3.

Im Unterschied zur russischen kriminellen Szene gibt es nur wenige Autoren, die sich mit der russländischen Außen- und Sicherheitspolitik beschäftigen. Eine Ausnahme bildet die Studie von Sabine Fischer, die am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin entstanden ist. Fischer machte etwas wahr, von dem zwei Generationen Sowjetologen vor allem während des Kalten Krieges geträumt hatten: Sie reiste nach Moskau und interviewte dort Politiker und Wissenschaftler, um die Ziele, Beweggründe und Entscheidungsfindungsprozesse in der Außenpolitik Russlands näher zu beleuchten.

Dabei herausgekommen ist eine hervorragende Fallstudie über die Anfangsjahre der russischen Außenpolitik mit Blickrichtung Westen. Die Autorin zeichnet alle Facetten nach, handele es sich nun um die Entstehung der außen- und sicherheitspolitischen Strategie, die Diskussionen zwischen den Vertretern eines „liberalen Weltbildes“ oder eines „patriotischen Konsenses“ und das Image, für das Russland stehen will. Außerdem untersucht die Autorin den Einfluss und die Rolle der staatlichen und nichtstaatlichen Institutionen und Akteure auf die außenpolitischen Entscheidungsfindungsprozesse, um schließlich Russlands Haltung während des Kosovo-Krieges exemplarisch zu analysieren.

Damals stürzte die russische Außen- und Sicherheitspolitik in eine tiefe Krise, u.a. deshalb, weil es Ende der neunziger Jahre und unter dem enormen Druck durch eine internationale Krise „keine Anzeichen für die Herausbildung einer stabilen kollektiven bzw nationalen Identität in Russland gab“ (S. 317 f.). Schließlich gelang es Präsident Jelzin, die Kontrolle über den Entscheidungsfindungsprozess wieder zu erlangen. Fischer bezeichnet diese Endphase als „Simulation von Identität“.

Lesenswert ist die Fallstudie, weil sich die Autorin bemüht, die Schizophrenie der russischen Herrscher zu verstehen: die Spaltung der Weltbilder – zum einen die reale Rolle Russlands in den internationalen Be-

ziehungen, zum anderen die Regierungspropaganda. Zu Recht stellt Fischer fest, dass die Annäherung an oder die Abgrenzung vom Westen zur entscheidenden Machtfrage wurde. Letztlich wählte Russland die „Westorientierung“, und Wladimir Putin, der die Kosovo-Krise als Chef des FSB und später als Ministerpräsident miterlebte, setzte diese Politik als Präsident fort. Die Wissenschaftlerin argumentiert, dass Putins Politik Ausdruck der Annäherung zwischen den beiden Weltbildern sei: dem der Wirtschaftsliberalen und dem der „russischen Realisten“. Einerseits halte der Präsident an Russlands Rolle als Großmacht in den multipolaren internationalen Beziehungen fest, andererseits versuche er, durch ökonomische Reformen das Land international konkurrenzfähig zu machen und in die Weltwirtschaft zu integrieren (S. 337). Dass sich Putin nach dem 11. September 2001 ohne Zögern der amerikanischen Anti-Terror-Allianz anschloss, habe keine radikale Wende in seiner Außenpolitik offenbart. Denn der Kreml-Herrscher habe die „Westorientierung seit seinem Amtsantritt deutlich in seiner Politik verankert“. Bestätigt werde dies durch die „spektakuläre Annäherung zwischen Russland und der NATO“.

Allerdings unterschätzt die Autorin die Bedeutung der Stationierung von US-Soldaten in Zentralasien und in Georgien. Fischers Einschätzung nach habe dies nur einen „kurzen Protest“ hervorgerufen (S. 339). Die aktuelle Entwicklung der russischen Außenpolitik in diesen Regionen zeigt jedoch, dass Moskau nicht mehr bereit ist, diese Militärpräsenz zu „tolerieren“.

Sabine Fischer ist weiter davon überzeugt, dass die Fortsetzung des prowestlichen Kurses in Moskau vor allem auch von der westlichen Politik gegenüber Russland abhängt. Der Westen müsse, empfiehlt die Autorin, Russland – bei aller berechtigten Kritik an den undemokratischen Tendenzen und am grausamen Krieg in Tschetschenien – einbinden und an allen sicherheitspolitischen Entscheidungen zu beteiligen suchen. Nur so werde der pro-westliche Kurs Präsident Putins stabilisiert und in „den russischen Identitätsdiskursen verankert“ (S. 340). Es scheint aber, dass die einzige Supermacht, die USA, genau daran nicht interessiert ist. Muss sie doch befürchten, damit Russlands möglichen Wiederaufstieg zu fördern.

■ Michail Saltykow-Schtschedrin, *Geschichte einer Stadt*, aus dem Russischen übersetzt von Annerose und Gottfried Kirchner, Manesse Verlag, Zürich 1994, 389 Seiten, ISBN: 3-7175-1848-8.

■ „Entzücken über die Obrigkeit!“

Wer verstehen will, wie Russland funktioniert, sollte die im Manesse-Verlag erschienene Geschichte einer russischen Provinzstadt namens Dumburg lesen. Es handelt sich um ein wunderbares Werk eines der großen russischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Saltykow-Schtschedrin bewies damals Mut, als er der Zensur zu trotzen wagte und eine angeblich in den Archiven gefundene „Chronik“ einer russischen Stadt literarisch bearbeitete und anschließend veröffentlichte. Dabei heraus kam eine unvergleichliche Satire, die heute noch Aktualität für sich beanspruchen darf.

Anfangen mit ihrer Gründung bis zu seinen Lebzeiten im 19. Jahrhundert beschreibt der Autor die „Geschichte“ der Stadt und meint damit natürlich Russland. Auch wenn er den Regierungsstil der Stadtoberhäupter zu überzeichnen scheint, stechen dem Leser doch die Parallelen zu den tatsächlich Regierenden geradezu ins Auge. Ohne die russischen Machthaber direkt zu kritisieren, bleibt Michail Saltykow-Schtschedrin seiner Rolle als neutraler, objektiver Berichterstatter treu. So tritt die tief verankerte Dummheit der Dumburger, die alles mitmachen, was ihre Stadtoberhäupter befehlen, nur umso deutlicher hervor, zumal sie davon überzeugt sind, dass alles, was von oben angeordnet wird, seine Richtigkeit habe. Erst als sie die Selbstverwaltung übernehmen und dabei plötzlich reich werden, verstehen sie die Welt nicht mehr. „In der Selbstverwaltung noch recht unerfahren, begannen die Dumburger dieses Phänomen der Vermittlung einer unbekannten Macht zuzuschreiben“ (S. 223 f.). Sie glaubten, es könne nur der Teufel im Spiele sein und lehnten diese fremde Ordnung ab.

■ Hans-Heinrich Nolte, *Kleine Geschichte Russlands*, Verlag Philipp Reclam jun., Stuttgart 2003, 544 Seiten, ISBN: 3-15-010541-2.

Zu guter Letzt soll an dieser Stelle noch eine andere *Kleine Geschichte Russlands* empfohlen werden. Anfangen bei der Kiewer Rus bis zur Regierung Wladimir Putins kann der Interessierte hier die gesamte russische Geschichte in einem schönen Bändchen nachlesen.

